Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 13 (1929)
Heft: 3-4

Artikel: Mutter Helvetia im Spital
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419652

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gemeinen deutschen Wortschatz Beiträge zu liefern. Wir sind ganz überrascht, als Beispiel das Wort „entsprechen" zu finden, das also damals noch als schweizerisches Mundartwort empfunden worden sein muß, heute aber unzweifelhaft der deutschen Schriftsprache angehört. In der Bedeutung „antworten" war es seit mittelhochdeutscher Zeit allgemein gebräuchlich, auch in der Schweiz; so bei Boner (um 1330): die Krähe schrie, „daß ihr der Wald entsprach". Dagegen läßt sich die heutige Bedeutung „gemäß sein" (die alte ist unterdessen verloren gegangen) in der Tat zuerst bei dem Schaffhauser Geiler von Kaisersberg nachweisen, dessen Postille 1521 erschien; als Straßburger Kanzelredner stand er ja immer noch auf alemannischem Boden. In schweizerischen Predigtsammlungen von 1700 und 1731 ist es, wie aus noch unveröffentlichten Sammlungen unseres Idiotikons hervorgeht, ebenfalls nachzuweisen, und der Basler Aufklärer Johann Jakob Spreng sagt in seinem zwischen 1759 und 1768 erschienenen Idiotikon Rauracum zu diesem Wort: „Die Sachsen (d. h. Gottsched) wollen uns dieses Wort nicht gelten lassen, wissen aber kein anderes ebenso schickliches und ausdrückliches dagegen anzugeben". Im ehrwürdigen Landhaus „zum obern Schönberg", dem geistigen Mittelpunkt „Limmatathens" — damals hat sich ja Zürich diesen stolzen Namen erworben — muß Wieland das Wort kennen gelernt haben; in der Zueignung seiner Uebersetzung der Episteln des Horaz hat er es zum erstenmal literarisch angewandt, dort und im Plan der Academie ist es Lessing angenehm aufgefallen. Nachdem er es in seinen Literaturbriefen so warm empfohlen, kam es rasch in Aufnahme, und in Heynatz' „Handbuch zur Verfertigung von schriftlichen Aufsätzen des gemeinen Lebens" (1773) wird es geradezu als ein Modewort verpönt, aber in seinem „Antibarbarus", einem „alphabetischen Verzeichnis von Wörtern, deren man sich in der reinen deutschen Schreibart entweder überhaupt oder doch in gewissen Bedeutungen enthalten muß, nebst Bemerkung einiger, welche mit Unrecht getadelt werden" (1796/7) ist es empfohlen als Verdeutschung des sonst üblichen „repondieren" (von frz. répondre). — Bei einem Zürcher Haarschneider sah ich jüngst ein langes Verzeichnis von Zahnpasten angeschlagen und darunter die Bemerkung, die „korrespondierenden" Zahnwasser seien dort ebenfalls erhältlich! — Wie mit diesem Wort ist es mit vielen andern gegangen, nicht nur mit solchen, wo der schweizerische Ursprung sich örtlich erklären läßt wie bei Gletscher und Föhn; auch Wörter wie Heimweh und anheimeln, anstellig, Machenschaften u. a. stammen aus unserer Mundart, obschon sie gar nicht mehr mundartlich klingen. Das neueste Beispiel ist wohl „Putsch", das aus Gottfried Kellers Werken in die deutsche Schriftsprache übergegangen sein dürfte, als Deutschland Anlaß hatte, es zu brauchen. Daß an dieses schweizerische Mundartwort dann griechische Endungen geklebt wurden und Gebilde entstanden wie Putschismus und Putschist, daran ist Keller nicht schuld. Auf den Beitrag „entsprechen" dürfen wir schon ein klein wenig stolz sein; denn er gehört doch einem feineren Geistesleben an als z. B. die vielen Sportausdrücke aus dem Englischen. Allgemein aber ist an diesem Falle wichtig, daß Lessing hier unsern Bodmer unterstützt hat gegen Gottsched, der nichts als gut deutsch gelten lassen wollte, was nicht gut sächsisch war, und Lessings und Bodmers Grundsatz gilt noch heute.

Wenn wir also überflüssige Fremdwörter vermeiden, die Schriftsprache dagegen mit guten Mundartwörtern bereichern, so handeln wir im Sinne Lessings. Natürlich bedeutet nicht jedes Mundartwort, das wir aus Bequemlichkeit oder aus Unkenntnis des schriftdeutschen Sprachgebrauches verwenden, eine Bereicherung der Schriftsprache. Man wird dieses Geschäft der Bereicherung vor allem den Sprachkünstlern überlassen müssen und dem wirklichen Bedürfnis. — Es handelt sich einzig um den Grundsatz.

Mutter Helvetia im Spital.

Neben dem Bahnhof Bern steht ein ehrwürdiges altes Gebäude, ein Burgerspital; die Berner nennen es Spittel. Offenbar wird die Frage einer Verlegung der Anstalt geprüft. Im „Bund" erklärte nun Herr Prof. Rytz (Botaniker), die Platzfrage wolle er den Berufenen überlassen, er wolle nur darauf hinweisen, daß jenes Gebäude in Bern den Artikel der und nicht das führe, und daß jeder Berner, der etwas auf den Eigenheiten (vielleicht ein Druckfehler statt: auf die Eigenheiten) seiner Vaterstadt halte, der Burgerspitel sage und wünschen müsse, das Burgerspital möge sprachlich verschwinden. — Da es sich um ein Wahrzeichen Berns und damit sozusagen um einen Eigennamen handelt, ist es denkbar, daß das stadtbernische Heimatgefühl nach dem männlichen Geschlecht des Wortes verlangt, auch in schriftdeutscher Rede, und sich nicht begnügen kann, auf berndeutsch der Spittel zu sagen. In diesem Falle könnte man den Bernern die Freude an dieser Ausnahme lassen; es wäre dann nur Sache der bernischen Volksschule, die Ausnahme als solche zu kennzeichnen, so daß die Schüler es verstehen, warum es in der Zeitung immer heißt, der Verunglückte sei in das Spital verbracht worden.

Zwischen Schriftsprache und Mundart läßt sich nicht immer eine scharfe Grenze ziehen; über das richtige Maß mundartlicher Färbung der Schriftsprache (in der ja trotz allem auch die „Thurgauer Zeitung" erscheint) kann man manchmal in guten Treuen verschiedener Ansicht sein, und über einzelne Fälle sollte man in aller Ruhe und Minne miteinander reden können. Aber auf dieses unglückselige „das" vor Spital stürzt sich nun der Schriftleiter der „Thurgauer Zeitung" mit seiner ganzen, offenbar von keiner sprachlichen Sachkenntnis getrübten Grobheit. Es sei ein „alter Zopf" (wenn es ihm paßt, sind ihm alte Zöpfe wie Perron und Expropriation althelvetische Heiligtümer!), ein Unfug, es widerspreche dem gesunden Menschenverstand — selbstgefällig setzt er hinzu, seine Zeitung sei fast die einzige, die „der Spital" sage (und damit beweise, daß sie den gesunden Menschenverstand bewahrt habe!). Von Begründung dieser plumpen Behauptungen keine Spur! Es ist einfach so! Hätte er gesagt: „In der Schweiz sagt man „der Spital" oder „Wir Schweizer sagen „der Spital", so hätte man das gelten lassen können in dem Sinne: In der Mundart sprechen wir so; viele Schweizer, die nur die Volksschule besucht haben, und der Schriftleiter der „Thurgauer Zeitung" schreiben auch so. Aber das Wort Schweizer ist ihm nicht feierlich genug für den Anlaß; aus dem Wortschatz der Schützenfestredner holt er sich den „Eidgenossen" („Schützt das Haus!"), und damit ja jeder wisse, was er zu tun habe, wenn er nicht in den Geruch des Hochverrats kommen will, verkündet er großartig den Lehrsatz: „Jeder Eidgenosse sagt der Spital". — Heil dir, Helvetia! Hast noch der Söhne ja, wie sie St. Jakob sah — zwar die sagten noch: Siechenhaus! Zu diesem Wort können wir nicht wohl zurückkehren; denn wir verbinden damit die Vorstellung einer ansteckenden und un-

heilbaren Krankheit. Das Wort Spital ist auch schon sehr früh ins Deutsche aufgenommen worden, aber meistens mit sächlichem Geschlecht, weil es abgeleitet ist aus dem sächlichen lateinischen Eigenschaftswort hospitale, zu dem man sich ein sächliches Dingwort denken muß. Die altertümlichste Form ist Hospitale, dann Hospital, aber schon aus dem 12. Jahrhundert sind die abgekürzten Formen Spitale und Spital bekannt, und schon aus dem 13. Jahrhundert die Form mit deutscher Betonung (auf der ersten Silbe, mit Abschwächung der zweiten): Spittel. Das Wort ist seinem Ursprung nach sächlich (eine nicht sächliche Form findet sich im Spätlatein ganz vereinzelt) und ist es im allgemeinen geblieben, wenigstens in den Formen Hospital und Spital, während für die volkstümliche Form Spittel schon mittelhochdeutsch neben dem sächlichen Geschlecht aus irgend einem Grunde, vermutlich nach einem falschen Muster, das männliche auftritt und sich mundartlich erhalten hat; es kommt auch in der schwäbischen und bairischen Mundart vor; ja Uhland hat sogar einmal sein Schriftdeutsch damit mundartlich gefärbt. Es ist also nicht einmal ein untrügliches Kennzeichen der Söhne Tells; die richtigen Schwaben und die ehemaligen Untertanen der Wittelsbacher brauchen es auch. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß heute so ziemlich alle guten deutschen und deutschschweizerischen Schriftsteller und außer dem Schriftleiter der „Thurgauer Zeitung" fast alle gebildeten Deutschschweizer schreiben das Spital, wie es dem Ursprung entspricht. Diesen Ursprung — so erklären ihn wenigstens alle Wörterbücher außer denen von Frauenfeld — kann man wohl kaum einen Unfug und einen Widerspruch gegen den gesunden Menschenverstand nennen. Alt ist dieser „Zopf" ja schon, aber „der" Spital ist, wie wir gesehen haben, fast ebenso alt! Das Spital sagen aber auch unsere Welschen und die Franzosen, wenn sie deutsch reden; denn so haben sie es gelernt und so steht es in allen ihren Wörterbüchern. Es ist gewiß keine Todsünde, wenn einer schriftdeutsch sagt der Spital, aber noch viel weniger, wenn er sagt das Spital. Eine Bereicherung des schriftdeutschen Wortschatzes liegt hier nicht vor; daß das männliche Geschlecht eine Bereicherung an gesundem Menschenverstand bedeuten würde, wird in der „Thurgauer Zeitung" bloß behauptet, nicht im geringsten zu beweisen versucht und ist höchst unwahrscheinlich. Es ist einfach lächerlich zu erklären: „Jeder Eidgenosse sagt der Spital" und dieses der zum Kennzeichen des gesunden Menschenverstandes und der vaterländischen Gesinnung zu machen. — Aber freilich: Wenn Mutter Helvetia das Spital sagen hört, wird sie krank und muß in den Spital! — Gute Besserung!

Im Anschluß daran sei folgender Aprilscherz erlaubt:

Frauenfeld, den 1. April 1929.

Der zum Erziehungsdirektor des Kantons Thurgau gewählte bisherige Schriftleiter der „Thurgauer Zeitung" besuchte heute die Schlußprüfungen einer untern Volksschulklasse. Dabei ereignete sich folgender Auftritt:

Lehrer: Anneli, kannst du mir ein Hausgerät nennen?

Anneli: Der Bank ist ein Hausgerät.

Lehrer: Ganz recht, Anneli; aber man sagt auf hochdeutsch nicht der Bank, sondern die Bank.

Erziehungsdirektor: Nein, das Anneli hat ganz recht. Jeder Eidgenosse sagt der Bank. Die Bank ist ein Unfug, es widerspricht dem gesunden Menschenverstand. Merken Sie sich das und fahren Sie fort, Herr Lehrer.

Lehrer (schüchtern): Aber ich habe einmal in der „Thurgauer Zeitung" einen Roman gelesen, da hieß es: Die Liebenden ließen sich auf eine Bank nieder.

Erziehungsdirektor: Das war frühner! (Jeder Eidgenosse sagt „frühner"!). Fahren Sie fort, sage ich!

. . . . . .

Lehrer: Kannst du mir eine Schulsache nennen, Otto?

Otto: Der Lineal ist eine Schulsache.

Lehrer: Ganz recht, Otto; aber schriftdeutsch sagt man nicht der Lineal, sondern das Lineal.

Erziehungsdirektor (gereizt): Nein, der Otto hat ganz recht. Ich sag auch der Lineal. Kinder und Narren sprechen die Wahrheit! Jeder Eidgenosse sagt der Lineal. Das Lineal widerspricht dem gesunden Menschenverstand; das Lineal ist ein Unfug.

Lehrer (weinerlich): Aber im Seminar hat man uns gesagt, ...

Erziehungsdirektor (wie oben): Das war frühner! Ich werde den Deutschunterricht am Seminar und an der Kantonsschule selbst übernehmen, um den gesunden Menschenverstand im Thurgau einzuführen. Weiter!

. . . . . .

Lehrer: Wer kann mir ein Insekt nennen? Seppli?

Seppli: Die Floh ist ein Insekt.

Lehrer: Ganz recht, Seppli; aber schriftdeutsch sagt man nicht die Floh, sondern der Floh.

Erziehungsdirektor (empört): Nein! Nein! Nein! Der Seppli hat recht! Jeder Eidgenosse sagt die Floh! Der Floh widerspricht dem gesunden Menschenverstand! Der Floh ist ein Unfug.

Lehrer (weinerlich): Aber ich habe einmal in der „Thurgauer Zeitung" die Frage gelesen, wer wohl der Bundesbahnverwaltung den Floh ins Ohr gesetzt habe, zu sagen Bahnsteig statt Perron.

Erziehungsdirektor: Das war frühner! (Jeder Eidgenosse sagt frühner!) Jetzt kommt eine neue Zeit! Jetzt muß der gesunde Menschenverstand eingeführt werden im helvetischen Schnabel. Aber die Aufgabe ist groß und schwer! Ich fürchte meine Kräfte schwinden vor der Zeit. Aber lieber tapfer kämpfend fallen, als ins Spital, — allerhöchstens in den Spital.

Römische Sprachreinheit.

Adolf Stahr schreibt in seinem Buche „Tiberius" (Berlin, J. Guttentag 1868), das gleichsam eine Mohrenwäsche an dem von Tacitus übel angeschwärzten römischen Kaiser vornimmt, S. 294—295, folgendes:

„Er war ein strenger Purist, ganz im Gegensatze zu Augustus, der überaus gern griechische Ausdrücke in seine Reden und Briefe einwebte. Tiberius dagegen, obschon er durchaus des Griechischen mächtig war und es mit Leichtigkeit schrieb und sprach, vermied solche Verbrämung seines lateinischen Ausdrucks mit größter Sorgfalt, zumal bei allen öffentlichen Gelegenheiten, bei Senatsvorträgen und dergleichen. Als er einmal im Senat das griechische Wort „Monopolium" brauchen mußte, entschuldigte er sich darüber ausdrücklich. Ebensowenig litt er, daß der Senat in seinen Dekreten solche fremde Ausdrücke brauchte, sondern ließ dafür stets ein lateinisches Wort an die Stelle setzen, oder wenn ein solches nicht vorhanden war, das Fremdwort lateinisch durch Umschreibung wiedergeben. Kein Römer durfte Zeugnis in griechischer Sprache ablegen, sondern er mußte sich der lateinischen bedienen. Ja